

Ute Haese, geboren 1958, promovierte Politologin und Historikerin, war zunächst als Wissenschaftlerin tätig. Seit 1998 arbeitet sie als freie Autorin und widmet sich inzwischen ausschließlich der Belletristik im Krimi- und Satirebereich sowie zusätzlich der Fotografie. Mit Kurzgeschichten ist sie auch in verschiedenen Anthologien vertreten. Wie ihre Protagonistin Hanna Hemlokk schreibt sie daneben sogenannte abgeschlossene Liebesromane für diverse Frauenzeitschriften. Sie ist Mitglied bei den Mörderischen Schwestern und im Syndikat. Die Autorin lebt mit ihrem Mann am Schönberger Strand bei Kiel.
www.prawitt-haese.de

UTE HAESE

Fisch und fertig

Der fünfte Fall für Hanna Hemlokk

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Die auf den Seiten 112/113 und 186 zitierten Gedichte von James Krüss stammen aus »Historie von der schönen Insel Helgoland« (Husum 2007) und »Der Leuchtturm auf den Hummerklippen« (Hamburg 1999).

emons:

Für Heinz,
Kuhfotograf und Silvias Freund

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/lichtsicht
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-569-1
Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Glossar norddeutscher G-Wörter

glöven	glauben
Gnatterkopp/Gnattermors	ständig missgelaunter (älterer) Mensch, meistens männlich
gnatzig/grantig	mürrisch, unfreundlich
gnuckern	in sich hineinkichern
Gör	kleines, oft als ungezogen empfundenes Kind

EINS

»Ach, kleit mi doch am Mors!«

Ich stand vor der geschlossenen Tür des Schönberger Rathauses und drohte dem Schild in der Glastür mit der geballten Faust, das sich allerdings – Überraschung! – selbst von der plattdeutschen »Leck mich doch ...«-Variante wenig beeindrucken ließ. Am Morgen hatte ich spontan beschlossen, meine Existenz als Private Eye endlich auf eine solide und das heißt hierzulande amtliche Grundlage zu stellen, und war gleich nach dem zweiten Matulke'schen Brötchen losgezogen, um einen Gewerbeschein zu beantragen. Wer mich kennt, weiß, dass ich das entsprechende Schild an meiner Villa bereits seit Langem vor mir sehe:

*Hanna Hemlokk
Privatdetektivin
Diskret. Zuverlässig. Schnell.
Sprechstunde nach Vereinbarung*

Stunden hatte ich an den zurückliegenden langen Winterabenden vor meinem dänischen Kaminofen darüber nachgegrübelt, ob es nun »nach Vereinbarung« oder »n. Vereinbarung« heißen sollte. Schließlich hatte ich mich für die ausgeschriebene Fassung und damit gegen den allgemeinen Abkürzungswahn entschieden. Es sah irgendwie nicht so gehetzt aus, fand ich. Und nun das: Die komplette Belegschaft des Rathauses befand sich auf Betriebsausflug und hoffte auf das Verständnis der Bürgerinnen und Bürger, danke.

Na ja. Meines hielt sich an diesem Morgen in engen Grenzen, um ehrlich zu sein. Denn auf der kurzen Fahrt von Bokau nach Schönberg hatte ich mir bereits in den schönsten Farben ausgemalt, wie ich heute Abend auf meiner Gartenbank sitzen und mit einem Glas Sekt in der Hand das erhebende Gefühl des gesellschaftlichen Aufstiegs genießen würde. Auf die ständig wie-

derkehrende Frage »Und was machen Sie so beruflich?« würde ich zukünftig nicht mehr mit einem verschämt gemurmelt »Och, ich arbeite als Tränenfee und produziere Schmalzheimer für die Yellow Press« antworten, sondern cool, lässig und selbstsicher »Ich bin Privatdetektivin« schnarren. »Und sogar eine ziemlich erfolgreiche, Baby, denn bislang habe ich noch jeden Fall geknackt.« Woraufhin mein sprachlos-bewunderndes Gegenüber entweder einen spitzen Schrei ausstieß, wenn es weiblich war, oder sein Glas Whisky in einem Zug abstürzte, um zu bemänteln, wie beeindruckt er war, wenn es sich um einen Kerl handelte.

Tja, aus der Traum. Zumindest für heute. Beim nächsten Anlauf würde ich mich sicherheitsshalber vorher telefonisch erkundigen, ob das Amt geöffnet hatte oder sich möglicherweise *tutti completi* auf einer betrieblichen Fortbildung zum Thema »Probsteier Charme – Fluch und/oder Segen?« befand.

»Hanna!« Ich wandte mich um.

»Moin, Theo«, begrüßte ich den Freund und Mitstreiter meiner Freundin Marga. »Was treibt dich denn in die City? Das Rathaus hat dicht.«

»Verdammt Mist«, entfuhr es ihm. Ich stutzte. Theo Keller war ein durch und durch lieber älterer Herr, und Fluchen, auch wenn es sich um eine harmlose Variante handelte, gehörte normalerweise nicht zu seinem Repertoire.

»Was ist los? Kann ich dir irgendwie helfen? Ist etwas mit Marga?« So neu war meine Freundin schließlich auch nicht mehr, und ich hatte sie ein paar Tage lang nicht gesehen, obwohl wir ziemlich dicht beieinander wohnten.

»Nein, nein, keine Bange«, beruhigte er mich. »Unsere Frau Schölljahn ist gesund und munter wie der sprichwörtliche Fisch im Wasser. Das wird noch ein bisschen dauern, bis ich ihren Totenschein vom Amt holen muss.« Hm. Entsprang der Ausspruch nun altersweiser Abgeklärtheit oder drögem norddeutschen Humor?

Plötzlich begann er mich so nachdenklich zu mustern, als käme ihm bei meinem Anblick eine blitzgescheite Idee. Und

siehe, seine hängenden Altherrenwangen, auf denen zahlreiche geplatze Äderchen von einem guten Leben zeugten, strafften sich unmerklich, und der müde, niedergeschlagene Ausdruck in seinen Augen verschwand. Ich wartete geduldig, bis er scheinbar mit der Information herüberrauchte.

»Weißt du, Marga brütet schon wieder einen ihrer verrückten Pläne aus, und ich mache mir da ein wenig Sorgen. Aber das ist es eigentlich nicht, was mir auf der Seele liegt. Hast du ein bisschen Zeit, Hanna? Ich lade dich auf einen Kaffee bei Inge ein.«

Oha. Das hatte es noch nie gegeben. Es musste sich also wirklich um etwas Ernstes handeln.

»Ja, klar«, sagte ich munter. Eigentlich hatte ich am Nachmittag eine Radtour durch die blühenden Rapsfelder geplant – der schwere Geruch sowie das intensive Gelb vor blitzblauem Himmel waren einfach eine Wucht –, doch wenn der moralisch-freundschaftliche Dienst rief, musste das Vergnügen warten.

Schweigend stiefelten wir zum Parkplatz hinunter, nickten uns zu, stiegen in unsere Autos und fuhren los. Theo war erst im Januar ins Dorf gezogen, wobei natürlich seine Freundschaft zu Marga den Ausschlag für diese Entscheidung gegeben hatte. Die beiden mochten sich zweifellos sehr. Ob sie auch ein Liebespaar waren, wusste ich nicht. Sie teilten jedoch etliche Überzeugungen, angefangen vom Wert einer frisch zubereiteten Pizza bis hin zu der Notwendigkeit des unbedingten Schutzes der Meere. Wobei Marga immer dann, wenn es darum ging, zur Tat zu schreiten und der Welt zu zeigen, wo es ihr an Vernunft gebrach, die Nase vorn hatte, während Theo eher zur Fraktion der Zögerer und Zauderer gehörte. Womit er ganz auf meiner Linie liege, wie Marga nicht müde wurde, mir vorzuwerfen.

Sein Wagen stand bereits auf Inges Parkplatz, als ich ankam. Ich stellte meinen daneben und marschierte zur Terrasse. Theo hatte, obwohl der Wind für Mitte Mai reichlich frisch blies, einen der Außentische für unser Gespräch gewählt, weil wir dort garantiert ungestört bleiben würden. Denn im Gegensatz zum Gasträum war auf dem Freisitz nicht viel los. Lediglich

Fiete, Inges Golden Retriever, schnarchte in seiner Ecke vor sich hin, und drei eingemümmelte Paare trotzten den nicht gerade schweißtreibenden Temperaturen, indem sie sich an ihren heißen Tassen festhielten. Die Damen und Herren hatten sich so weit auseinander gesetzt, dass sie sich untereinander und uns nicht einmal dann hätten belauschen können, wenn sie die Ohren tellergroß aufgesperrt hätten. Ich wurde immer neugieriger, was Theo von mir wollte, sauste jedoch noch einmal zurück, um den dickeren Pullover aus dem Wagen zu holen. Als Privatdetektivin, die im sturmumtosten Schleswig-Holstein ermittelt und ein Faible für toughe Krimi-Frauen in der Literatur hat, führe ich den stets griffbereit bei mir, genau wie die obligatorische Ersatzunterhose und die Zahnbürste für alle Fälle. Denn man weiß ja nie. Heute ermittelt unsereins noch im beschaulichen Husum, morgen ist man bereits einem Mörder in London auf den Fersen. Dermaßen gerüstet, setzte ich mich Theo gegenüber.

»Kaffee? Oder einen Tee?«, fragte er. »Oder lieber etwas von diesem Latte, Matte, Tralala-Zeugs? Ich glaube, den hat Inge auch.«

»Nein, Kaffee ist okay.«

Denn der war bei Inge Schiefer wirklich gut. Frisch gebrüht, heiß und stark, und im Winter bei Bedarf mit einem guten Schuss Rum versehen sowie mit einem ordentlichen Klacks Sahne veredelt, weckte der die Lebensgeister nach einem strammen Spaziergang bei drei Grad Celsius und Nieselregen zuverlässig wieder auf. Doch auch bei angenehmeren Temperaturen schmeckte er einfach köstlich.

Theo winkte Inge, die drinnen geduldig hinter dem Tresen wartete, kurz zu. Das reichte als Bestellung aus, denn in einem Dreihundert-Seelen-Dorf wie Bokau, wo jeder über die bevorzugte Klopapiersorte des Nachbarn – fünfzig, parfümiert oder nass – bestens Bescheid weiß, gehört das Wissen über jedermanns und -fraus Trinkgewohnheiten für die einzige Gastwirtin am Ort quasi zur Allgemeinbildung. Anschließend sagte er – nichts.

»Theo?«, stupste ich ihn nach einer Weile an. Ich hatte nicht

vor, den ganzen Tag mit ihm zu verbringen. »Was hat Marga sich denn nun wieder für einen tollen Plan ausgedacht?«

Vielleicht fiel es ihm ja leichter, auf den eigentlichen Punkt zu kommen, wenn er sich erst ein bisschen über unsere gemeinsame Freundin warmgeredet hatte. Und es klappte tatsächlich. Theos Gesicht verfinsterte sich augenblicklich.

»Marga Schölljahn ist verrückt«, teilte er mir mit. Das war nichts Neues, das wusste jeder, der mit der Dame engeren Kontakt pflegte. »Stell dir vor, sie hat uns beide für die Prüfung zum Sportbootführerschein See angemeldet. Bereits übermorgen geht es los. Und meinst du, sie hat mich vorher gefragt, ob ich mitmachen will? Nein, hat sie natürlich nicht. Dabei habe ich überhaupt keine Lust dazu. Aber so etwas lässt sie ja nicht gelten.«

»Und wozu soll das gut sein?«, fragte ich verwundert. Unsere gemeinsame Freundin war nicht der Typ, der aufs Meer hinausfuhr, um mit verklärtem Blick dem Sonnenuntergang beizuwohnen. So etwas hielt sie für kitschig, gefühlsduselig und langweilig. Nein, die Gute bezweckte mit diesem Schritt irgendetwas äußerst Handfestes, aber hundertprozentig. Theo schwieg unglücklich. Jetzt legte ich mich richtig ins Zeug.

»Will sie sich etwa für das Weltklima in einem Wingsuit von der Holtener Hochbrücke stürzen? Und wenn sie im Kanal landet, sollst du sie mit dem Boot rausfischen, während sich die Presse vor Begeisterung über die aktive Seniorin überschlägt?« Marga ging mittlerweile stramm auf die siebzig zu. »Oder will sie mit der spektakulären Aktion den gesammelten Walfangflotten der Ostsee an die Bordwände pinkeln?«

Über Theos Gesicht huschte ein müdes Grinsen. »Wale gibt es abgesehen von den Tümmlern eher selten in der Ostsee.«

»Das ist mir schon klar. Es war auch nur ein Bild. Du weißt schon: hohe Wellen vor Japan, auf denen ein Riesenkahn schaukelt, strotzend vor todbringenden Haubitzen, und davor eine Nusschale, die sich heldenhaft zwischen Schlachtschiff und Wal drängt. David gegen Goliath. Das würde zu Marga passen.«

»Ja, das stimmt«, gab er zu.

»Hat sie dir denn gar nichts erzählt? Oder jedenfalls mal eine Andeutung fallen lassen?«

Theo schüttelte bekümmert den Kopf.

»Nein, hat sie nicht. Wir machen den Sportbootführerschein See. Punkt. Mehr weiß ich nicht. Und immer, wenn ich sie frage, weicht sie aus.«

»Aber sie muss das doch irgendwie begründet haben«, beharrte ich. So ein Verhalten war einfach unmöglich. Theo war kein Leibeigener. Schleswig-Holstein ist zwar in grauer Vorzeit mit dem russischen Zarenhaus verbandelt gewesen, aber mittlerweile haben wir mit denen nichts mehr am Hut.

»Doch, ja, hat sie.« Er wackelte so eifrig mit dem Kopf, dass sich eine weiße Strähne aus dem sorgfältig gekämmten Schopf löste und ihm in die Augen fiel. »Es kann nicht schaden, hat sie gemeint.«

»Auweia«, murmelte ich. Das klang in seiner ganzen Aussagenlosigkeit wirklich besorgniserregend. Denn das, was dahintersteckte, musste noch einen Tick verrückter sein, als es ihre Pläne und Aktionen zum Schutz der Meere ohnehin schon immer waren. Sonst würde sie nicht so eisern schweigen. »Hast du dich nicht gewehrt?«

Meine Frage löste bei Theo lediglich ein resigniertes Achselzucken aus. »Wie denn? Sie hat es mir doch erst gesagt, nachdem sie uns angemeldet und die Anzahlung überwiesen hatte. Ich durfte nur noch im Nachhinein den Antrag unterschreiben.« Er blickte mich sorgenvoll an. »Ich fürchte wirklich, dass sie dieses Mal den Bogen überspannt, Hanna. Sie hat irgendetwas so richtig ... Beknacktes vor.«

Beknackt. Und das von Theo. Nun denn, ich fand ja, dass bereits die Verhüllung der Schönberger Seebrücke nach dem Vorbild Christos im letzten Herbst nicht ganz ohne gewesen war. Allerdings hütete ich mich, dies auch nur ansatzweise anzudeuten, denn Theo war bei diesem Projekt mit Herzblut dabei gewesen. Ich hingegen gehöre, was das Protestieren angeht, eher zur verhaltenen Sorte Mensch. Ich stehe nicht gern mit einem Plakat, auf dem die zunehmende Verschmutzung der Meere

angepörrert wird, auf Marktplätzen herum und lasse mich begaffern. Oder packe in nächtlichen Aktionen ganze Brücken ein, um darauf aufmerksam zu machen, dass die Ozeane dringend der Achtsamkeit und des menschlichen Schutzes bedürfen. Marga ist da völlig anders: eine Vollblut-Alt-68erin, unerschütterlich in ihren Überzeugungen und bereit, dafür laut oder leise, zornig oder im Guten einzustehen. Immer und überall.

Inge brachte das Tablett mit unserem Kaffee und stellte es mit einem freundlichen Nicken, jedoch schweigend auf unseren Tisch. Als gute Gastwirtin spürte sie, wann ein lockeres Wort angebracht war und wann nicht.

»Danke«, sagte ich zu ihrem Rücken, während Theo sich umständlich einschenkte, Mengen von Zucker und Sahne in seine Tasse rührte und den ersten Schluck nahm, um dermaßen gestärkt endlich zur Sache zu kommen.

»Es geht um Max Rathjen«, begann er und hütelte wohl-erzogen hinter vorgehaltener Hand. »Deshalb wollte ich dich sprechen.«

»Aber der ist doch tot«, entfuhr es mir verblüfft.

»Eben«, entgegnete Theo mit ernstem Gesicht.

Der Mann war vorletzte Woche gestorben, das heißt, er war nicht einfach friedlich von hinnen gegangen, wie es sich mit fast achtzig Jahren geschickt hätte, nein, er hatte Hand an sich gelegt und seinem irdischen Dasein aktiv ein Ende bereitet, wie ich letztens bei Bäcker Matulke gehört hatte, als ich mir eine der leckeren Cremeschnitten gönnte.

»Er hat sich umgebracht«, sagte ich.

Theos Wangen gehorchten plötzlich sichtlich den Gesetzen der Schwerkraft.

»So lautet die offizielle Version. Aber ich kann das nicht glauben. Max war zwar ein alter Gnatterkopp, doch unter diesen Umständen hätte er das nie getan. Außerdem wollte ich dich bitten, seine Erben zu suchen, damit alles seine Ordnung hat, verstehst du?«

»Nein«, entgegnete ich ehrlich und rückte mit dem Stuhl der Sonne hinterher, denn im Schatten war es mir zu kalt. Wieso

sollte ich die Erben suchen? Die standen im Normalfall bereits höchst freiwillig vor der Tür, noch bevor die Leiche richtig kalt war. Mal ganz abgesehen davon, dass ich keinen Schimmer hatte, was Theo Keller überhaupt mit der ganzen Angelegenheit zu tun hatte. Der olle Rathjen war sein Nachbar gewesen; mehr aber auch nicht. Oder hatte sich zwischen den beiden älteren Herren im letzten halben Jahr eine Männerfreundschaft entwickelt, die von den Dörflern weitgehend unbemerkt geblieben war? Unwahrscheinlich. In Bokau bekommt jeder alles mit, ob er will oder nicht. Und auch Marga hatte nie etwas in dieser Richtung erwähnt.

»Es ist so«, begann Theo bedrückt und umklammerte dabei die Kaffeetasse wie einen Rettungsanker, »Max hat mich zu seinem Nachlassverwalter bestellt. Ich weiß auch nicht genau, weshalb er ausgerechnet mich für diese Aufgabe ausgesucht hat. Wir sind zwar gut miteinander ausgekommen, aber für so einen Schritt reichte es von unserem Verhältnis her eigentlich nicht.« Theo nahm einen Schluck von dem hellen süßen Gebräu, das mehr nach Zucker und Sahne schmecken musste als nach der Bohne. Aber das war nicht mein Problem, jeder bevorzugt eben seine besondere Form der Seelennahrung. »Max hatte natürlich so seine Marotten«, fuhr Theo leise fort, »aber die hat schließlich jeder in unserem Alter. Er redete zum Beispiel nicht gern. Mir machte das nichts aus. Dann haben wir eben ohne allzu viele Worte zusammen Schach gespielt. Und aus Essen hat er sich überhaupt nichts gemacht. Permanent habe ich auf ihn eingeredet, dass er einen Mittagsdienst für alte Leute abonnieren soll, weil er so wenig Fleisch auf den Rippen hatte. Aber er wollte nicht. Die schnüffeln nur rum, dann kommt das Sozialamt, und dann stecken sie einen ins Heim, hat er immer gesagt. Und außerdem habe er sowieso keinen Hunger, eine Stulle reiche ihm völlig.« Über Theos zerknittertes Gesicht huschte plötzlich ein Lächeln in der Erinnerung an seinen Freund. »Einmal habe ich uns, ohne ihn zu fragen, zwei Pizzen bestellt. Für ihn eine mit Salami und Kochschinken, für mich etwas Fischiges. Ich habe die in Stücke geschnitten, und wir haben die mit den Fingern

gegessen. Ich glaube, so etwas kannte der alte Max überhaupt nicht. Er lebte ja schon seit Jahren allein.«

»Hat es ihm denn geschmeckt?«, fragte ich sanft, als Theo anfang zu blinzeln, denn das lag weder an der Sonne noch an dem Wind. Da hatte ganz Bokau eine stille Freundschaft offensichtlich verschlafen.

»Oh ja.« Er musste sich mehrmals räuspern, bis ihm die Stimme wieder gehorchte. »Wenn wir das noch mal machen, dann hätte er auch gern eine Pizza mit Fisch, hat er gemeint. Ich habe ihn gefunden, Hanna.«

»Oh«, krächzte ich und stellte mir den gewaltigen Schock vor, wenn man gut gelaunt zum Schachspielen an der Nachbarstür klopft und stattdessen einen Toten vorfindet. Theo signalisierte Inge, dass wir einen zweiten Kaffee brauchten.

»Seine Fingernägel waren rosa. Also, das Nagelbett war rosa.« Er wandte den Kopf zur Seite und schluckte schwer. »Es ist schon komisch, was einem in solch einem Moment auffällt. Aber genau so war es. Ich habe nicht auf sein Gesicht geschaut, sondern auf seine Finger. Und die Nägel waren rosa. Verrückt.«

Jetzt blickte Theo mich wieder an, bearbeitete dabei jedoch seine Unterlippe mit den Zähnen. Männer seiner Generation weinen bekanntlich nicht, die halten durch – was auch immer sie beutelt. Ich wartete geduldig, bis er sich wieder gefangen hatte.

»Das sei völlig normal bei einer Kohlenmonoxid-Vergiftung, hat mir der Rettungssanitäter erzählt. Trotzdem fand ich das furchtbar. So ... so«, er rang nach dem treffenden Wort, »entwürdigend. Ausgerechnet rosa! Das hätte Max nicht gewollt. Er war doch nicht schwul.«

Ich brummte mitfühlend. Trotz meines immer noch nicht amtlich bestätigten Berufes als Private Eye hatte ich noch nie einen Toten gefunden. Aber mich rief man natürlich auch immer erst dann, wenn die Leiche längst starr und stumm im Kühllhausschapp oder bereits unter dem Rasen lag und irgendjemand im Nachhinein von zunehmenden Zweifeln über die Todesumstände geplagt wurde.

Inge brachte schweigend das nächste Tablett mit Kaffee und wandte sich sofort dem Nachbartisch zu, an dem sich inzwischen drei lärmende und durstige Radfahrer niedergelassen hatten, die von uns überhaupt keinerlei Notiz nahmen.

»Max saß in seinem Sessel und sah ganz friedlich aus«, setzte Theo seinen Bericht fort, nachdem er auch seinen neuen Kaffee in eine gesättigte Zuckerlösung verwandelt hatte. »Sein Gesicht war nicht verzerrt, will ich damit sagen. Einen kurzen Moment habe ich deshalb gedacht, dass er nur ein Nickerchen halten würde. Aber als ich dann näher heranging, war klar, dass er nicht schlief. Der Tod sieht einfach anders aus. Endgültiger.« Er schwieg, goss einen gefühlten halben Liter Sahne in die Tasse und nippte an dem nunmehr lauwarmen Gebräu. Dann seufzte er tief. »Was schwatze ich bloß für ein dummes Zeug daher? Hat jemand vielleicht schon einmal von einem Tod gehört, der nicht endgültig war?«

»Es hat dich eben sehr mitgenommen«, versuchte ich, ihn zu trösten. »Da denkt man nicht sehr klar.«

»Das sieht so aus, ja«, stimmte er zu. »Vielleicht liegt es auch daran, dass mir selbst nicht mehr allzu viel Zeit bleibt. Da berührt einen der Tod anders.«

Darauf gab es keine höfliche Antwort, weil es schlicht und ergreifend den Tatsachen entsprach.

»Wie hat er es denn gemacht?«, rettete ich mich stattdessen auf die sachliche Ebene. Theo stieß einen rauhen Ton aus, der ganz entfernt an ein furztrockenes Lachen erinnerte.

»Klassisch«, lautete seine trockene Erwiderung. »Wie es wohl besonders in Japan weit verbreitet sein soll. Max ist in den Supermarkt gegangen und hat sich einen von diesen Einweggrills besorgt, die in der Saison überall neben den Kohlestapeln herumliegen. Zu Hause hat er Fenster und Türen sorgfältig abgedichtet, die blöden Briketts angezündet, sich in seinen Sessel gesetzt und gewartet, bis das Kohlenmonoxid wirkt. Die Methode ist todsicher und geht ziemlich schnell, das ist das einzig Gute an der ganzen Angelegenheit. Man schläft friedlich ein, und es tut nicht weh. Am nächsten Morgen wachst du einfach nicht mehr auf. Das nenne ich einen perfekten Tod.«

Stimmt. Ich erinnerte mich, dass die Zeitungen jedes Jahr über Camper berichten, die die Freiluftgrillsaison nicht abwarten können und deshalb bereits im Februar in ihrem Wohnvehikel die Kohlen anzünden. Da rafft es inmitten von Bauchfleischbergen, Nackensteaktürmen und Grillfackeln schon mal locker eine vierköpfige Familie dahin. Oder eine komplette Skatrunde, die sich zu den brutzelnden Würstchen auch noch ein paar reaktionsverzögernde Biere und Körner gönnt.

»Max hat sich dazu eine Flasche Rum vom Feinsten aufgemacht«, sagte Theo laut, um die Radler zu übertönen, die nebenan mit Donnergetöse aufbrachen. »Aus der Karibik. Die Leute dort verstehen etwas davon.«

»Hat er denn Rum besonders gern gemocht?«

»Ich habe keine Ahnung. An unseren Schachabenden haben wir immer Bier getrunken, und erzählt hat er ja nicht viel.«

»Weil er generell nicht viel sprach.«

»Daran kann es liegen«, gab Theo zu.

»Der arme Kerk«, brummelte ich. Ich hatte Max Rathjen lediglich vom Sehen gekannt, trotzdem ging mir sein Tod an die Nieren. Denn selbst wenn es sich dabei um einen dieser wohlüberlegten sogenannten Bilanzselbstmorde gehandelt haben sollte und es keine von Angst getriebene Spontanhandlung gewesen war, stellte ich mir die letzten Stunden grässlich vor. Fenster und Türen schließen und abdichten, den Rum einschenken, die Briketts entzünden, im Sessel Platz nehmen und dann warten und trinken ... trinken und warten ... warten und trinken ... während in Gedanken das Leben noch einmal wie im Zeitraffer vor dem inneren Auge abläuft ... bis einen irgendwann die Schläfrigkeit übermannt und Schluss ist. Gruselig.

Wirklich? Oder gab ich mich einer falschen Vorstellung hin, und Max Rathjen hatte im Gegenteil einen großen inneren Frieden verspürt, als es endlich so weit gewesen war? Hatte er sich vielmehr mit jedem Schluck Rum seinem ersehnten Ziel genähert? War er mit jeder Minute dem Licht, der Freiheit und der völligen Unbeschwertheit näher gekommen? Tja, denkbar war auch das. Wenn man das Leben nur noch als Mühsal und

Last empfand, dann konnten diese letzten Stunden oder Minuten im Sessel wie eine Befreiung gewirkt haben. Und Max Rathjen war ein alter, einsamer Mann gewesen ...

Ich riss mich zusammen. Die Spekulationen waren müßig, denn beide Szenarien trafen, zumindest wenn man Theo Glauben schenkte, nicht zu.

»Wieso meinst du, dass dein Freund sich gar nicht selbst umgebracht hat?«, fragte ich sachlich. »Wenn ich es richtig sehe, spricht doch einiges dafür, dass es tatsächlich so war.«

Theo verzog kaum merklich das Gesicht.

»Alles, willst du damit eigentlich sagen, nicht?«

Das vielleicht nicht, doch viel schon, stimmte ich ihm innerlich zu. Er blickte mich ernst an.

»Es kommt sogar noch besser, Hanna. Die Polizei hat keine verräterischen Spuren, die auf die Anwesenheit einer zweiten Person in dem Zimmer hinweisen, entdecken können. Es stand nur ein Glas auf dem Tisch, und überall hat man ausschließlich Maxens Fingerabdrücke gefunden.«

»War die Tür von innen verschlossen?«

»Nein, jeder hätte, nachdem er Max ermordet hatte, das Zimmer verlassen können.« Theo stöhnte. »Ich weiß, dass das ein äußerst magerer Hinweis ist.«

Das konnte man wohl sagen. Meiner Ansicht nach war der Fall mehr als klar. Ein alter Mann, der vom Leben die Schnauze voll hatte. Da half auch kein wöchentliches Schachspielen mit dem neuen Freund von nebenan. Ja, es deutete wirklich alles darauf hin, dass die Polizei recht hatte. Nur Theo zuliebe fragte ich noch, ob keine Fingerabdrücke abgewischt worden seien.

»Gesagt haben die nichts.«

»Also haben Polizei und Gerichtsmediziner offiziell auf Selbstmord erkannt.«

»So ist es. Weil von den Spuren her nichts in eine andere Richtung deutete.«

Er blickte bekümmert zu mir herüber. Auch du, meine Tochter Bruta, glaubst mir nicht, schienen seine Augen zu sagen. Ich unterdrückte ein Seufzen.

»Aber du bist anderer Auffassung?« Er sollte seine Chance haben. Theo war schließlich so etwas wie ein Freund. Und wenn es ihm half, über den Tod Rathjens zu sprechen, war ich dazu bereit, auch wenn ich mir langsam vorkam wie eine Sozialarbeiterin, die mit schräg geneigtem Kopf und ungemein einfühlsam auf ihren irrefeleiteten Patienten, Klienten oder wie das heute politisch korrekt heißt, einsabbelte. »Stimmte denn die Charakterisierung von Max deiner Meinung nach nicht?«

»Doch, schon«, räumte Theo zögernd ein. »Das ist alles so weit völlig zutreffend. Er war alt und einsam. Und depressiv war er wohl auch manchmal, wobei man heutzutage ja nicht mehr traurig oder betrübt ist, sondern immer gleich depressiv.« Er lachte leise in sich hinein. »Marga würde das natürlich sofort mit den Interessen der Pharmedien in Verbindung bringen. Wenn der Umsatz schwächelt, definiert man möglichst weitverbreitete harmlose Symptome zur langfristig bedrohlichen Krankheit um, und schon lassen sich neue Pillen verkaufen.«

Nun, so ganz daneben lag unsere Freundin mit ihrer Einschätzung sicher nicht. »Nein, es geht ums Testament, Hanna. Also um das fehlende. Es gibt nämlich keins. Aber wenn Max sich wirklich umgebracht hätte, wäre eines da gewesen. Das würde ich beschwören.«

Ich warf ihm einen skeptischen Blick zu. Wie konnte man so etwas beschwören, wenn der Freund erklärtermaßen nicht mit einem sprach? Handelte es sich dabei etwa um den seltenen Fall von männlicher Intuition? Oder war es eher Wunschdenken, weil jeder mit sich und seinem Gewissen haderte, wenn ein Freund sich selbst tötete?

»... war ja nicht unvernünftig. Max besaß den Hof, der nicht klein ist, mehrere Hektar Land in der Umgebung von Bokau, Aktienpakete und drei Wohnungen in Hamburg, Berlin und Frankfurt, die er vermieten ließ. Das hat er mir selbst erzählt. Und er war zwar ein stiller, aber gleichzeitig sehr ordentlicher Mensch. Er lebte zum Beispiel nicht einfach so in den Tag hinein, wie etliche alte Leute das tun, sondern nahm sich bewusst bestimmte Dinge vor und arbeitete sie ab. So habe ich

ihn kennengelernt.« Theo holte tief Luft und sah mich dabei scharf an. »Glaube mir, Hanna, Max hätte diese Welt niemals freiwillig verlassen, ohne ein Testament zu verfassen. Er war bis zum Schluss klar im Kopf, und er hätte vorgesorgt. Alles andere hätte seinem Charakter und seinem Sinn für geordnete Verhältnisse widersprochen.«

Mhm, das hörte sich schon einen Tick anders an.

»Hast du das der Polizei erzählt?«

»Natürlich. Mehrmals sogar. Aber die waren nicht interessiert.« Theo zuckte mit den Achseln. »Das waren alles junge Leute, keiner von denen war älter als vierzig. Die haben mich für einen alten Knaster gehalten, der es nicht erträgt, dass sein Kumpel den Löffel freiwillig abgegeben hat, und deshalb händeringend nach einer anderen Erklärung sucht. Ich habe doch gemerkt, wie die sich Blicke zugeworfen haben, während ich ihnen das sagte. Bei der einen Frau hätte nicht viel gefehlt, und die hätte auch noch die Augen verdreht. Da habe ich zuletzt den Mund gehalten. Aber so war es nicht, Hanna.«

Tja, aber wie war es dann? Verwirrend, das stand immerhin zweifelsfrei fest. Deshalb, und um Theo nicht noch mehr zu verletzen, schlug ich vor, noch einmal die Fakten durchzugehen.

»Max Rathjen hat dich schriftlich zu seinem Nachlassverwalter bestimmt«, begann ich. »Aber ein Testament gibt es nicht, genauer gesagt, es ist nicht auffindbar, was natürlich grundsätzlich gesehen zwei verschiedene Dinge sind. Und Erben sind nicht vorhanden, richtig?«

»Nicht ganz«, sagte Theo, während sich ein schuldbewusster Ausdruck auf seinen weichen Gesichtszügen breitmachte. »Dass mit dem Nachlassverwalter stimmt. Die Polizei fand einen an mich adressierten Brief bei Max und händigte ihn mir aus. In dem Schreiben bittet er mich, dass ich mich im Fall der Fälle um alles kümmern möge. Es ist also nichts Offizielles, mit Notar und Siegel und so, trotzdem fühle ich mich natürlich verpflichtet.«

Natürlich, das täte ich auch, wenn beispielsweise Marga etwas zustoßen würde. Theo suchte nach Worten, und ich beobachtete interessiert, wie eine Amsel auf der Wiese nebenan einen

Wurm aus der Erde zu ziehen versuchte, der dadurch immer länger und dünner wurde, bis er schließlich riss. Sie zerhackte den Ringelmeier in Einzelteile, drapierte diese kunstgerecht im Schnabel und flog davon.

»Die Erben habe ich noch gar nicht erwähnt. Max hat welche, nämlich Großneffen und -nichten oder Cousins. Ich weiß nicht so genau, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die zu ihm stehen.«

Aber dann war doch alles in Butter! Wo lag das Problem? Ich dachte konzentriert nach. Ach so.

»Er traut ihnen nicht«, vermutete ich das Naheliegende. »Deshalb hat er dich zum Nachlassverwalter bestellt und nicht einen aus der eigenen Mischpoke genommen.«

Über Theos Gesicht huschte ein eigentümlicher Ausdruck, bevor es aus ihm herausprudelte. »Das würdest du auch nicht tun. Einer von ihnen ist nämlich Helge Bobsiehn.«

Jetzt war ich hellwach.

»Der alte Stinkstiefel?« Der Mann hatte sich diesen Ehrentitel redlich verdient. Mit meinem gutmütigen Vermieter, dem Bauern Fridjof Plattmann, stritt er seit Menschengedenken um zwei Bäume, die ihn auf der Wiese nebenan störten. Die beiden prachtvollen Eichen standen allerdings mindestens dreihundert Meter von seinem Haus entfernt. Bei unserem Bäcker hatte er sich erst letztens weitschweifig und für jedermann gut hörbar darüber ausgelassen, was die weit über die Grenzen Norddeutschlands hinaus berühmten Cremeschnitten wohl so saftig und lecker mache. Er tippe auf eine ordentliche Portion Chemie. Und mit seinem Nachbarn zur Linken bekriegte er sich, weil dessen Kater es gewagt hatte, in Bobsiehns Misthaufen zu pinkeln. Mit dem Luftgewehr hatte er auf das Tier geschossen und es ernsthaft verletzt. Nein, mir war im Zusammenhang mit Helge Bobsiehn noch nie etwas Positives zu Ohren gekommen. Der Mann war offensichtlich ein Quadratarsch, wie er im Buche stand. Kein Wunder, dass Großonkel Max die Abwicklung seiner irdischen Hinterlassenschaft lieber einem Nichtverwandten anvertraute als diesem Stinkstiefel von Neffen.

»Und wen soll ich nun suchen, wenn der Bobsiehn doch erbt?«, fragte ich.

»Den verwandtschaftlichen Rest«, erklärte Theo. »Denn ich weiß nicht genau, wer da noch kreucht und fleucht. Von seiner Familie hat Max eigentlich überhaupt nichts erzählt.« Theo lachte leise. »Nein, das stimmt nicht. Alles Aasgeier, hat er mal geknurr. Da hatten wir schon zwei Bier intus. Und Helge B. sei noch nicht einmal der Schlimmste dieser Sippe, hat er gemeint. Der sei wenigstens ehrlich, was immer das nun wieder heißen mag. Ich vermute daher, dass unser Bokauer Bobsiehn irgendwo auf dieser Welt noch Geschwister hat. Die wären dann natürlich ebenfalls erbberechtigt, und darum geht es mir.«

»Wenn sie noch leben«, wandte ich skeptisch ein. »Aber du hast nicht den geringsten Hinweis darauf, wie viele Bobsiehns es sind und wo sie sich aufhalten?« Das klang nach einer wahren Sisyphusaufgabe. Ich war nicht begeistert.

»Nein. Wie gesagt, darüber haben Max und ich bei unseren Schachrunden nicht gesprochen«, meinte Theo bedauernd, beugte sich zu mir herüber und sah mich bittend an. »Du würdest mir einen Riesengefallen tun, Hanna. Ich möchte nämlich nicht selbst zu Helge Bobsiehn gehen, um ihn zu fragen. Der wird bestimmt sofort ausfallend, wenn er hört, dass ich Max' Erbe verteilen soll und nicht er als nächster Verwandter.«

»Du meinst, das Luftgewehr hängt bei dem immer griffbereit neben der Tür?«, unkte ich düster. »Für in den Misthaufen pinkelnde Katzen und ungebetene Besucher?«

Theo nickte. »Ich bin nicht mehr so fix wie du. Meine morschen Knochen knacken bei jedem Schritt. Du kannst dich besser wegducken und schneller laufen«, ging er auf meinen Tonfall ein. »Nein, im Ernst. Auch wenn Helge Bobsiehn ein Querulant ist, muss es bei der Verteilung des Erbes selbstverständlich gerecht und ordentlich zugehen. Er soll den ihm zustehenden Teil bekommen, aber mögliche Geschwister haben zweifellos den gleichen Anspruch auf das Geld. Vielleicht fragst du ihn als Erstes, ob er noch Kontakt zu ihnen hat und wo sie jetzt leben. Dann wären wir schon einen großen Schritt weiter.«

»Es würde mich nicht wundern, wenn er das gar nicht weiß. Die sind doch nicht umsonst aus Bokau fortgezogen und hier nie wieder aufgetaucht«, wandte ich ein. »Oder hast du jemals gesehen, dass Helge Besuch bekommen hat?«

»Nein«, gab Theo zu. »Der alte Max hat mir da eine ganz schöne Bürde auf die schmalen Schultern gelegt. Früher hätte ich das allein gewuppt, aber jetzt ... Ich bin dem einfach nicht mehr gewachsen. Hilfst du mir, Hanna?«

»Ja«, sagte ich, ohne zu zögern. Schließlich war ich kein Unmensch – und außerdem hatte ich meinen letzten Fall bereits im letzten Herbst gelöst. Jetzt frühlingte es. Daher wurde es hohe Zeit, dass mein Verstand endlich wieder etwas Kriminalistisches zu knacken bekam, sonst rostete er noch ein. Der Lohn für meine Einwilligung war ein strahlender Theo.

»Danke, Hanna. Das erleichtert mich kolossal. Heute Nacht werde ich gut schlafen. Weißt du, in meinem Alter reicht Marga mit ihren verrückten Ideen als Unruhefaktor völlig aus. Da muss ich mich nicht auch noch mit übellaunigen Erben und vermissten Neffen und Nichten herumplagen.«

Ich trank den letzten Schluck meines lauwarmen Kaffees. »Nur um der Klarheit willen, Theo: Mein Auftrag lautet also einmal, Max Rathjens Erben ausfindig zu machen. Und zwar vollzählig, damit du das Geld gerecht und den Gesetzen entsprechend verteilen kannst. Richtig?«

»Ganz genau«, stimmte er mir so eifrig zu wie ein Erstklässler, dem man einen Besuch bei McDonald's in Aussicht stellt, wenn er artig ist. Ich fand das rührend, obwohl ich die Klopsbratbude meide wie die Pest, weil mir die ganzen Burger, Whopper, Hupper und Dupper einfach nicht schmecken.

»Aber genauso dringlich ist für dich die Frage, ob Max sich umgebracht hat, wie die Polizei behauptet, oder ob da jemand nachgeholfen hat, weil der Täter ...« Ich brach notgedrungen ab. Weil der Mörder an das Geld des alten Mannes wollte? Weil er Rathjen nicht ausstehen konnte? Weil er sich seine Wiese unter den Nagel reißen wollte? Weil, weil, weil – wenn es denn in diesem Fall überhaupt ein »weil« und damit ein Motiv gab.

Theos Hände hatten sich während meiner Worte verkrampft. Jetzt stieß er in Stakkatosätzen hervor: »Max Rathjen war mein Freund. Er hat mir vertraut. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn sein Mörder ungeschoren davonkäme. Ich muss das einfach wissen, das bin ich ihm schuldig.«

Eine Fliege hatte sich auf meiner Untertasse niedergelassen und putzte sich hingebungsvoll die Flügel. Ich verscheuchte sie mit dem Kaffeelöffel.

»Theo«, begann ich vorsichtig. Ich wollte ihn nicht enttäuschen, aber so ganz einfach war das alles nicht.

»Ich weiß, was du sagen willst, Hanna«, unterbrach er mich sofort. »Wenn du nach deinen Recherchen ebenfalls zu dem Schluss kommst, dass der olle Gnatterkopp sich selbst ins Jenseits befördert hat, dann gebe ich Ruhe, fehlendes Testament hin, fehlendes Testament her. Dann ist die Sache für mich erledigt. Das verspreche ich dir.«

ZWEI

So, auch ganz ohne diesen blöden Gewerbeschein hatte ich also endlich wieder einen Fall. Gut gemacht, Hemlokk, lobte ich mich selbst, obwohl ich bei ehrlicher Betrachtung der Dinge nicht allzu viel dafür konnte. Der Zufall hatte seine Hand eindeutig ebenfalls im Spiel gehabt.

Theo war aufgebrochen, nachdem wir das Finanzielle geklärt hatten. Er war mit Marga zum Mittagessen sowie zur ersten Theorie-Runde für den Sportbootführerschein verabredet. Da er fast zur Familie gehörte, hatte ich mich einen Sondertarif anbieten hören, doch davon wollte er nichts wissen. Gutes Geld für ehrliche Arbeit, das sei auch Max Rathjens Motto gewesen, hatte er im Brustton der Überzeugung behauptet. Na dann. Und auch wenn Theo in dieser Hinsicht ein wenig flunkern sollte, kamen mir ein paar Euros mehr ziemlich gelegen, denn im Sülzletten-Gewerbe wird man nicht so leicht zur Millionärin. Da ist jeder Liebesschwur, jedes Auf-die-Knie-Sinken und jeder hollywoodreife Heiratsantrag hart verdientes Geld.

Trotzdem erschien es mir pietätlos, meinen neuen Auftrag gleich mit einer Maischolle bei Inge zu befeiern, obwohl der Butt bei ihr unschlagbar lecker schmeckt. Max Rathjen, mein indirekter Geldgeber, war immerhin tot. Da konnte ich es mir lieber zu Hause auf der Gartenbank vor meiner Villa gemütlich machen, lediglich von Kuhsine Silvia, meiner tierischen Nachbarin von gegenüber, sowie Gustav und Hannelore, meinem griechischen Landschildkrötenpaar, beobachtet. Wobei *ihm* mein ganzes Herz gehört, weil wir zusammen aufgewachsen sind. Ich bin mit Sicherheit vierzigeinviertel, er ist schätzungsweise fünf Jahre älter. Seit meiner Geburt hatten wir unser Leben gemeinsam verbracht, während *sie* erst vor zwei Jahren zu uns gestoßen war. Ich fand sie doof, weil sie meinem Goldstück definitiv nicht das Wasser reichen konnte.

Theo hatte für uns beide gezahlt, ehe er gegangen war, und

so erhob ich mich, um noch ein paar Einkäufe zu erledigen, bevor ich mich auf meinen neuen Fall und diesen Widerling von Helge Bobsiehn konzentrierte. Zu einer richtigen Fall-an-Land-gezogen-Fete gehört zweifellos ein gutes Essen. Mich gelüstete für heute Abend nach einer Dorade auf einem Bett von Süßkartoffeln mit Gemüse, begleitet von einem schönen kalten Riesling. Doch es sollte anders kommen.

Inge Schiefer fing mich an der Pforte zum Restaurantgarten ab, in der Rechten einen tiefen Teller mit flüssiger Sahne, aus der rote Erhebungen ragten. Ihr Gesicht war ernst und sorgenvoll.

»Warte noch einen Moment, Hanna. Probier erst einmal. Ich habe eine rote Grütze aus Himbeeren, Johannisbeeren, Schlehen und Erdbeeren gekocht.«

Tja, was soll ich sagen? Der Fisch war fürs Erste vergessen, denn mir lief das Wasser im Mund zusammen. Inge wusste, dass ich gern koche, weil sie einmal einen Kurs in meiner »Feuer und Flamme«-Gruppe gegeben hatte. Wir F & Fler liebten es scharf und indisch, doch jetzt war Sommerpause bis zum Herbst, und jeder kochte und aß für sich allein, was lange nicht so einen Spaß machte wie das Genießen in großer Runde. Also drehte ich mich schwungvoll um und nahm erneut an dem Tisch Platz, an dem ich mit Theo gegessen hatte. Zu meinem Erstaunen setzte sich Inge mir gegenüber und blickte mich schweigend an.

Also gut. Sie wollte tatsächlich mein kulinarisches Urteil hören. Bedächtig und mit angemessenem Ernst probierte ich die Grütze. Sie erwies sich als ein zu Mus gekochter Traum aus Obst!

»Oberlecker«, verkündete ich und schnaufte dabei vor Wonne, »wirklich absolut oberlecker.« Im Handumdrehen löffelte ich den gesamten Teller leer. Anschließend wischte ich mir sorgfältig die Schnute ab und lehnte mich gesättigt auf meinem Stuhl zurück. Die begnadete Köchin prökelte derweil stumm und gedankenverloren an einem der Deko-Leuchttürme herum, die als Teil eines maritimen Ensembles auf jedem Tisch standen.

»Wo brennt's, Inge?«, fragte ich sie direkt, als sie immer noch schwieg. Es kam zwar hin und wieder vor, dass sie einem etwas

ungefragt servierte, doch ich hatte noch nie erlebt, dass sie sich dabei zu dem Gast setzte und ihm jeden Bissen in den Mund starrte. Zumal jetzt Mittagszeit war, wo das Geschäft gut lief und nicht nur der Service jede Hand benötigte.

»Ich weiß gar nicht, ob du da überhaupt etwas machen kannst, Hanna, aber ich habe gedacht, ich frage dich einfach mal, weil es mich so ärgert«, lautete die ebenso kryptische wie zögerliche Antwort. So hatte Theo auch begonnen, und ich wappnete mich innerlich. Das konnte dauern. Na ja, so schnell schossen die Bokauer eben nicht.

»Mhm«, brummte ich aufmunternd, während sich das Restaurant mit Fischliebhabern, hungrigen Radlern und Einheimischen füllte, die wussten, dass man hier in Bokau gut aß. Inge beachtete sie nicht, sondern strich Fiete, der sich neben ihr niedergelassen hatte, geistesabwesend über den Kopf.

»Es ist also quasi eine Bestechungsgrütze«, fuhr sie umständlich fort, »und wenn du denen das Handwerk legen kannst, koche ich dir ein Jahr lang jeden Monat ein komplettes Menü. Das verspreche ich dir, denn das ist es mir wert.«

Ich strahlte sie erfreut an. Inge Schiefers Butt, in Speck gebraten und mit Stachelbeerkompott serviert, ist der absolute Hit in Bokau und Umgebung. Dagegen verblasste das Angebot jedes Hamburger In-Schuppens mit hundertundeins Sternen total. Aber Essen ist nicht alles im Leben. Es zählen auch solche Dinge wie Freundschaft, Hilfsbereitschaft – und Neugier.

»Was bedrückt dich, Inge?«, drängte ich sie erneut. »Nun rück endlich damit raus. Du brauchst mich nicht zu bestechen. Ich helfe dir auch so, wenn ich kann.«

Sie nickte, doch ihre Miene blieb bekümmert. »Das weiß ich doch. Es war nur ein schwacher Versuch, meine miese Laune zu heben. Gestern ist es nämlich schon wieder passiert, und wenn das nicht aufhört, werde ich irgendwann fuchsteufelswild. Aber das Angebot mit dem monatlichen Menü steht.«

»Okay. Wofür, Inge?« Ich war die Geduld in Person. Klienten sind ein schwieriges Völkchen; manche fallen polternd mit der Tür ins Haus und kauen einem anschließend das Ohr ab, bis man

halb ohnmächtig in den Seilen hängt und alles für eine Tasse Kaffee und ein bisschen Stille geben würde, andere wiederum drucksen ellenlang herum und umkreisen ihr Dilemma wie der Hütehund seine Schafherde. Bei denen bleibt das Problem ohne gezieltes und einfühlsames Nachfragen seltsam nebulös.

»Ich werde permanent bestohlen, Hanna«, stieß Inge ohne Vorwarnung hervor. »Gut, es handelt sich dabei nicht um wertvolle Sachen, die sie einstecken, sondern nur um Kleinigkeiten, die nicht viel kosten. Aber die Leute lassen wirklich alles mitgehen, was nicht niet- und nagelfest ist. Und damit bringen die mich langsam, aber sicher auf die Palme.«

Ich nickte verstehend. Das hatte ich auch schon von anderen Gastronomen aus der Umgebung Bokaus gehört. Ob sie Rentner, junge Mütter, Pensionäre, Radler oder Busreisende bewirteten – ständig mussten sie Aschenbecher, Kerzen und Dekosachen aller Art neu anschaffen, weil die Gäste diese Dinge hemmungslos mitgehen ließen. Mir war es schleierhaft, was all die ehrbaren Tante Ernas und Onkel Rudis, Dennisse, Johannas oder Wolfgänge davon hatten. Stellten die etwa Inges Teelicht als Urlaubserinnerung auf ihr heimisches Sideboard und den geklauten Leuchtturm als Trophäe ins Klo? Oder reichte den meisten Menschen das schlichte Gefühl, etwas umsonst erbeutet zu haben? Wo zudem das Gewissen bei der Klauerei nicht allzu heftig zwackte, weil so eine Kerze in der Anschaffung ja nur ein paar Cent kostete? Und wanderten Leuchtturm und Aschenbecher umgehend in die heimische Abseite oder landeten sogar in der Mülltonne, sobald man zu Hause ausgepackt hatte und keine Urlaubsstimmung mehr den Blick verklärte? Auch möglich.

»Erst gestern musste ich schon wieder einen kompletten Satz neuer Leuchttürme bestellen. Schau, an dem Tisch dort drüben, da fehlt einer. Vor einer Stunde war er noch da.« Das maritime Ostsee-Arrangement bestand nur noch aus drei, durch Jahrmillionen vom Wasser glatt geschliffenen Kieseln und vier Muschelschalenhälften aus Plastik.

»Wer hat da gegessen? Weißt du das noch?«

»Ein älteres Ehepaar. Sie hatte ein Gesicht wie ein Nusskna-

cker, er war so einer, der seine fünf Haare kunstvoll über die Platte bürstet und sich wunderschön findet. Sie wirkten ganz respektabel. Aber das heißt eben gar nichts«, grummelte Inge düster. »Die sind alle kriminell, egal, wie sie aussehen. Wenn die sicher sind, nicht erwischt zu werden, klauen sie wie die Raben. Das ist wie mit den Pädophilen im Internet. Wenn die meinen, man kriegt sie nicht, weil alles anonym bleibt, schauen sich Millionen von Männern diesen Schweinkram an.«

Sie hatte recht, und ich konnte ihren Ärger völlig verstehen, trotzdem ...

»Aber was soll ich dagegen unternehmen, Inge?« Ich war ehrlich ratlos. »Taschenkontrollen am Ausgang kommen bei den Gästen noch schlechter an als Lauschaktionen der Geheimdienste oder die Überwachung der Gemüseabteilung im Supermarkt durch Ladendetektive. Wenn ich das durchziehe, bist du in Windeseile sämtliche Bustouristen los, denn die Reiseveranstalter werden sich ganz schnell einen anderen Gasthof suchen, wenn bei ihnen Beschwerde um Beschwerde eintrudelt. Und das wird passieren.«

»Sollen sie doch«, knirschte Inge aufgebracht. »Die können meinetwegen bleiben, wo der Pfeffer wächst. Ich lasse mich nicht länger bestehlen. Das muss aufhören.« Ihre akkurate Drahthaarfrisur bebte vor Entrüstung.

»Das bringt doch nichts«, hielt ich behutsam dagegen. »Das wird für dich zum Eigentor, glaub es mir. Ich verstehe ja, dass dich das nervt und du stinksauer bist, aber du ruinierst dir deinen Betrieb, wenn du nicht gute Miene zum bösen Spiel machst. Betrachte es lieber als Schwund, der nun einmal zum Geschäft gehört.«

Mann, Hemlokk, bist du vernünftig und marktorientiert! Ich fand selbst, dass ich etwas zu dicke aufgetragen hatte. Inges Reaktion auf meine Worte kam prompt: Wütend blitzte sie mich an.

»Dann sag mir nur eins und bitte antworte ehrlich: Würdest du dir das auf Dauer bieten lassen, Hanna?«

Touché. Ich gab mich geschlagen.

»Nee«, brummte ich. »Wahrscheinlich nicht.«

»Siehst du«, triumphierte Inge und erhob sich, denn ein Paar mit drei kleinen Kindern und einer Promenadenmischung hatte sich an den Nebentisch gesetzt.

Ich war schon auf Eis, Pommes oder Cola gefasst, als der Älteste, vielleicht knapp sechs, lauthals krächte: »Ich möchte gebratene Heringe!«

Überrascht starrte ich das Kind an.

Inge zwinkerte mir zu. »Ist alles Erziehungssache«, flüsterte sie. »Wenn du die Kleinen nicht mit Fertiggerichten anführst, sondern ihnen durch eigenes Beispiel beibringst, was Essen ausmacht, geht es auch so. Es passiert zwar selten, dass ein Dreikäsehoch Fisch möchte, aber es passiert. Also einmal gebratene Heringe, der Herr?«, wandte sie sich laut an den Jungen.

Die gesamte Familie bestellte, und Inge gab den Wunsch nach Hering, Spaghetti, Butt und Dorschfilet an die Küche weiter. Als sie zurückkehrte, stellte sie einen Napf mit Wasser vor den hechelnden Hund hin und kam anschließend wieder an meinen Tisch.

»Es ist auch noch unter einem ganz anderen Aspekt aussichtslos, die Klauerei zu bekämpfen«, fing ich an, kaum dass sie sich wieder gesetzt hatte. »Du hast ja nicht nur Stammgäste, sondern auch eine Menge Durchgangsverkehr. Die kommen einmal und nicht wieder. Touristen zum Beispiel. Wenn die mit ihrem gestohlenen Aschenbecher abgezogen sind, stehen bereits die nächsten auf der Matte. Gehe ich gegen die vor, ist es ein bisschen so, als kämpfte man gegen Windmühlen.«

»Don Quijote«, sagte Inge nickend. »Stimmt, so ist es, trotzdem möchte ich, dass du etwas dagegen unternimmst.« Sprach's und presste die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen, sodass auch die Dümme verstanden hätte, dass Inge in dieser Frage zu keinem Kompromiss bereit war. Aussichtslosigkeit hin oder her, hier ging es offenbar um nichts weniger als um das Prinzip. Trotzdem versuchte ich ein letztes Mal, sie zur Vernunft zu bringen, weil sie nur verlieren konnte, wenn ich loslegte.

»Inge, hör mal, es –«

»Nein, ich höre nicht! Es sind ja nicht nur Busleute, die klauen wie die Raben, sondern auch Paare und Einzelreisende, die immer wiederkommen«, unterbrach sie mich heftig. »Ich habe da einen ganz bestimmten Verdacht.«

»Ach«, sagte ich interessiert.

Das war natürlich etwas anderes. In Bokau kannte ich auf den Schlag niemanden, der Inges Kerzen und Aschenbecher stehlen würde. Edith aus Matulkes Bäckerladen vielleicht? Sie war zwar nett, gehörte allerdings zu der Sorte Frauen, die ihr Heim mit Billigschrott dekorierte, bis keine Ecke mehr frei war. Aber trotzdem – nein. Oder mein Vermieter Fridjof Plattmann? Doch wo sollte der das Zeug hinstellen? In seinem Wohnzimmer würde man es sofort erkennen. Und als regionaltypisches Mitbringsel beim Verwandtenbesuch in südlichen Gefilden eigneten sich die Preziosen eher weniger. Es sei denn, die Beglückten litten unter einer massiven Geschmacksverirrung.

»Kennst du diese Leute, die seit Neuestem mit ihrem Wohnmobil unten am See kampieren?«, fragte Inge bedeutungsschwanger.

»Das Pärchen?« Ich hatte lediglich einen flüchtigen Blick auf die beiden werfen können, als sie eines Tages Hand in Hand an meiner Villa vorbeispazierten. Da waren sie mir höchst normal vorgekommen; Mann und Frau um die fünfzig, die, wie so viele mittlerweile, Urlaub mit ihrem Wohnmobil machten und eine Weile in Bokau hängen geblieben waren. Mehr wusste ich nicht, hatten die Trommeln des dörflichen Buschfunks doch bislang nichts weiter verraten. Jedenfalls mir nicht.

»Das Pärchen, genau das meine ich«, bestätigte Inge mit zusammengekniffenen Augen. »Denn seltsamerweise trinken die beiden immer gerade dann bei mir einen Kaffee oder essen eine Kleinigkeit, wenn wieder etwas verschwunden ist. Das ist doch auffällig, nicht? Ich habe in letzter Zeit ganz genau darauf geachtet. Es hat immer gestimmt: Die beiden waren hier, und prompt fehlte wieder ein Aschenbecher, eine Kerze oder ein Leuchtturm. Die handeln bestimmt schon mit den Dingen.«

Wer weiß, vielleicht kaufe ich meine Ware ja schon lange bei denen. Wundern täte es mich jedenfalls nicht.«

Das konnte nur eines bedeuten.

»Du bestellst die Sachen im Internet?«, wunderte ich mich.

Inge war kein jugendlicher, flippiger Netztyp, sondern gesetzt, bodenständig und handfest. Was sie kaufte, musste sie vorher sehen und anfassen können, hatte ich immer gedacht. Dorf eben. Tja, es geht doch nichts über ein schönes, solides Vorurteil. Sie kicherte belustigt, als sie mein betretenes Gesicht sah.

»Ja, tue ich. Das hättest du nicht gedacht, was? Aber ich gehe mit der Zeit, auch wenn ich in Bokau geboren bin, mein ganzes Leben hier verbracht habe und meine Asche in die Ostsee kommt. Außerdem ist es im Netz am billigsten. Gerade bei den Leuchttürmen sind die Preisunterschiede gewaltig.«

Daran zweifelte ich nicht. In Asien war der Konkurrenzkampf brutal; Taiwan, Vietnam, Korea und China bekriegten sich bestimmt um jeden Plastikosterhasen und jeden singenden Schneemann, den sie in die USA oder nach Europa exportieren konnten. Man musste sich nur einmal so einen Containerriesen anschauen, der mit einer Fahrt locker zehntausend lastwagen-große Kisten randvoll mit steppenden Weihnachtsmännern, trällernden Wichteln und blinkenden Leuchttürmen aller Größen und Spielarten über die Meere schipperte.

»Sind die beiden denn auch schon einmal allein bei dir gewesen, als etwas verschwand?«

Ich sah Inge an, dass ihr diese naheliegende Frage nicht gefiel. Aber vielleicht kamen wir so einen, wenn auch nur kleinen Schritt weiter. Kamen wir nicht.

»Nein«, musste sie zugeben. »Da waren immer, zumindest zeitweise, auch andere Gäste da. Aber so blöd sind die natürlich auch nicht, sonst würde der Verdacht ja sofort auf sie fallen. Nein, ich weiß genau, dass die Dreck am Stecken haben, Hanna. Allein wie der schon aussieht!«, rettete sie sich in das platteste aller platten Vorurteile, das bestimmt schon unter den Phöniziern im 30. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gebräuchlich gewesen war.

»Trägt er etwa weiße Socken zu kurzen Hosen oder geht unten ohne?«, rutschte es mir heraus, wofür ich umgehend einen vernichtenden Blick erntete.

»Unsinn. Und zum Lachen ist das alles wirklich nicht. Der Mann ist mindestens fünfzig und trägt immer noch die Haare lang. Kann der sich etwa keinen Besuch beim Friseur leisten? In dem Alter ist so etwas nur lächerlich.«

Mein Fall war das zwar auch nicht, aber umstandslos von der Haartracht auf eine wie immer geartete kriminelle Energie zu schließen, ging mir zu weit. Nur im Falle einer Glatze mit bräunlichem Einschlag darunter wäre meine Toleranz arg strapaziert worden.

»Johannes hat ebenfalls einen Zopf«, wandte ich daher ein. Inge schätzte meinen Freund Johannes von Betendorp, der auf der anderen Seite des Passader Sees im Herrenhaus Hollbakken wohnte, das wusste ich.

»Der ist noch keine vierzig.«

Als ob das grundlegend etwas änderte. Mit einem lauten und theatralischen Seufzer, um meinen Standpunkt noch einmal deutlich zu machen, beendete ich die Haardebatte. »Also gut, Inge. Ich werde sehen, was ich tun kann. Versprechen kann ich dir allerdings nichts. Und dem Paar am See werde ich auf den Zahn fühlen.«

Anschließend ließ ich mir von ihr für das abendliche Festmahl einen Korb mit frischem Gemüse geben. Mein Wagen musste auf dem Restaurantparkplatz ausharren, denn zum Nachdenken eignet sich nichts besser als ein Spaziergang. Und es war ja nicht weit von Inge bis zu meiner Villa. Ihr Gasthof, der gar nicht oft genug zu preisende Bäcker Matulke mit den leckersten Cremeschnitten der nördlichen Hemisphäre, ein paar alte Bauernhäuser und dazu ein Haufen Kühe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Katzen und Hunde, eine Hauptstraße, auf der man das Dorf motorisiert in ein bis zwei Minuten durchquert hat, sowie ein Neubaugebiet auf dem platten Acker am Ortsrand, wo junge Familien mit Kindern wohnen, das ist Bokau.